

Mein Plädoyer für mehr Wildnis

Der vermeintliche „Malus“ muss zum „Bonus“ werden

Aus gesellschaftspolitischer Sicht ist es schwierig, Flächen absichtlich freizustellen. Im großflächigen Naturschutz waren wir bisher zu wenig innovativ, das Geeignete zu tun, um dieses Ziel zu erreichen.

VON MARIO F. BROGGI

Primäre Wildnis finden wir in Mitteleuropa in schwer zugänglichen Waldpartien, in höchsten alpinen Lagen und nur sehr selten noch bei freier Flussschotterbildung. (Fotos: Mario F. Broggi)

Wildnis ist kein ökologischer Begriff. Zur Wildnis gibt es viele Ansichten, Kriterien und Definitionen. Hier meine eigene:

Wildnis ist jener Raum,

- in dem wir jede Nutzung und Gestaltung bewusst unterlassen, mit Ausnahme des Beobachtens von Prozessen;
- in dem natürliche Prozesse ablaufen können, ohne dass der Mensch denkt und lenkt;
- in dem sich Ungeplantes und Unvorhergesehenes entwickeln kann.¹

„Wildheit“ beginnt im eigenen Garten und kann sich beispielsweise in Urwäldern als primäre Wildnis fortsetzen oder als sekundäre Wildnis, auch „Ziel-Wildnis“ genannt, so wie es die heute tonangebende „Wild Europe Initiative“ festlegt.

Wozu Wildnis?

Die Landschaft Europas ist vom Menschen stark geprägt und stellt einen Flickenteppich von Natur und Kultur dar. Es drängt sich die Frage auf, was Wildnis unter diesen Umständen

bedeutet und welche Aufgaben Wildnisgebiete in Mitteleuropa überhaupt haben können. Die wichtigsten Stichworte als Argumente für Wildnis liefert eine Expertenbefragung, die an der Universität für Bodenkultur in Wien ausgewertet wurde²:

- Sicherung und Entwicklung standortstypischer Biodiversität
- Einbringung verschiedenster Ökosystem-Dienstleistungen
- CO₂-Speicherung
- Naturerlebnis und Bewusstseinsbildung
- Landschaftliche Vielfalt
- Förderung von Natur-Tourismus
plus
Wissenschaftliche Beobachtung ungestörter natürlicher Abläufe.



Das nachfolgende Zitat von Wendell Berry Landwirt, einem amerikanischen Poeten im World Watch Report 1992, hat mich im beruflichen Leben begleitet:

Großflächige Wildnis ist in Europas äußerstem Osten im Ural anzutreffen.

¹ Broggi: Ist Wildnis schön und „nützlich“? In: Handbuch Naturschutz und Landschaftspflege, ecomed, Landsberg 1999.

² Wildnis in Österreich? Österreichische Bundesforste AG, WWF-Oesterreich, 2012.

³ Navarro, L.M. & Pereira, M.: Rewilding Abandoned Landscapes in Europe. In: Ecosystems 15 (2012), S. 900 - 913.

„Wir können nicht wissen, was wir tun, solange wir nicht wissen, was wir tun, täten wir nichts“. Das zeigte mir die Notwendigkeit zur wissenschaftlichen Beobachtung ungestörter natürlicher Abläufe, die unzureichend erforscht sind. Darum habe ich dies oben als siebten Punkt dazugefügt. Wildnisgebiete werden damit Vergleichsräume, sie dienen als „Eichsystem“ für die genutzte Natur.

Naturschutz durch Biotoppflege, aber auch durch Nichtstun

Im Naturschutz ist seit den 1990er Jahren eine Ergänzung der sonst eher statisch-konservativen Schutzkonzepte zu beobachten. Die wohl etwas zu weit gegangene Naturschutz-Pflegemanie, zum Beispiel die vollständige Streunutzung, dürfte einem anthropozentrischen Wunschdenken entsprechen, die Natur so zu bewahren, wie wir sie gerne haben möchten. Ob dies die Natur auch so sähe? Landschaften sind durch natürliche Entwicklungen, die Gestaltungen des Menschen und hier vor allem auch durch seine Metaphern, also von uns übertragene Bedeutungen, geprägt. Es war darum verlockend, die Wildnis als Gegenentwurf zum herkömmlichen Naturschutz zu verstehen, etwa mit folgenden Stichworten „Unterlassen statt Pflegen“, „Nichtstun statt Konservieren“, „Beobachten statt Managen“. Mit Wildnis wird bekanntlich ein Zulassen von natürlichen Prozessen verbunden. Die Natur sucht sich damit den Weg der Variation, was Unvorhergesehenes ermöglicht, das wiederum Optionen eröffnet.

Es ist dabei klar, dass „Ziel-Wildnis“ zuzulassen auch Veränderungen in der Biodiversität bewirkt. Gewisse Arten – auch schützenswerte – nehmen örtlich ab, andere zu. Das Argument für Wildnis ist also nicht direkt mit größerem Artenreichtum verbunden. Artenverlusten auf lokaler Ebene können →



Artengewinne in größeren Gebietseinheiten gegenüberstehen. Damit kommt auch die Maßstabsfrage in die Diskussion.³

Ich würde zufallsbedingte Folgemosaik schon allein deshalb gebietsweise bewusst zulassen, weil ich meine, dass wir oft nicht besser wissen, was „richtig“ ist. Ich sehe Wildnis in diesem Sinn auch als „Rückversicherung“ im Naturschutz an, dass wir nicht nur allenfalls das Falsche tun.

Hat es bei uns Platz für Wildnis?

Die „Ziel-Wildnis-Potenziale“ wurden mit verschiedenen Verfahren ermittelt und auf Europa und den ganzen Alpenbogen übertragen. Für die kleine Schweiz haben wir inzwischen wertvolle indirekte Hinweise erhalten, wo „Ziel-Wildnis“ anzusiedeln wäre. 23 Prozent des Waldareals beinhalten gemäss dem 3. Landesforstinventar Wälder, die älter als 120 Jahre sind und 18 Prozent der Waldgebiete wurden in den letzten 50 Jahren nicht mehr genutzt. Aus den Basisdaten des Biodiversitäts-Monitoring wissen wir, dass der Natur überlassene Flächen rund 800.000 Hektar ausmachen. Diese Potenziale finden sich vor allem auf der Alpensüdseite und in den Zentralalpen. Die „Wild Europe Initiative“ verlangt ihrerseits für „Wilderness Areas“ inklusive Puffer- und Übergangszonen mindestens 10.000 Hektar Fläche. Für die kleinflächige

Vor allem auf der Alpensüdseite – wie hier im Piemont – wird vielerorts die landwirtschaftliche Nutzung eingestellt und es entsteht faktisch Wildnis.

Schweiz würde ich solche Räume bereits ab 500-2.000 Hektar begrüßen.

An Zielsetzungen für die Schaffung von Wildnis fehlt es nicht. Die staatliche Waldreservatspolitik der Schweiz nennt als Ziel zehn Prozent Waldreservate, wobei die Ausweisungen derzeit bei 3,5 Prozent liegen. Die nationale Biodiversitäts-Strategie Deutschlands sieht zwei Prozent der Staatsfläche für die freie Entwicklung mit 714.000 Hektar vor, wobei derzeit bei großzügiger Auslegung etwa 0,5 Prozent der Landfläche als „Wildnis“ anzusprechen sind.

Wie lassen sich Grundeigentümer und die lokale Bevölkerung für mehr Wildnis gewinnen?

Es ist schwierig, Flächen absichtlich freizustellen und bewusst etwas nicht oder nicht mehr zu tun, also dem „Unterlassen“ Priorität einzuräumen. Die Hemmnisse sind vor allem im emotional-soziokulturellen Bereich zu orten, wie die aktuelle Nationalparkdebatte im Nordschwarzwald zeigt. Die Betroffenen vermuten zunächst eine Missachtung ihrer Grundbedürfnisse. Solange dieses Misstrauen nicht aufgelöst werden kann, bleibt Wildnis ein „Abfallprodukt“ ökonomischer Zwangssituationen. Mit dem Postulat für großflächiges Unterlassen sollte genutzte und „ungenutzte“ Landschaft nicht gegeneinander ausgespielt werden. Auch in der Schweiz neigen wir häufig zu der Ansicht, wir müssten alles unternehmen, um die landschaftlich sichtbaren Auswirkungen des Strukturwandels ungeschehen zu machen. Als Reflex auf



schwer lösbar. Probleme unserer Zeit besteht die Gefahr eines nicht zielführenden Heimatkonservatismus, der sich vorwiegend durch eine nostalgische, rückblickende Betrachtung auszeichnet. Aufgrund solcher Betrachtungen sind wir geneigt, das „Zementieren“ von Strukturen, also den Status quo, gar als nachhaltig zu interpretieren. Neue Sichtweisen können so nur schwer aufkommen. Vor allem ein Rückzug, ein Schrumpfen, ist in der Raumentwicklung kaum vorgesehen. Sie meint mit dem Begriff der Entwicklung meist Wachstumsziele. Dynamische Prozesse von Wachstum und Schrumpfung sind als sich gegenseitig bedingende Phänomene anzuerkennen, und zwar von der Bevölkerung, der Politik und den Planern. Das wird im Fall des Schrumpfens tabuisiert.

Wir kennen freie Naturentwicklung vor allem in den Kernzonen der Nationalparks und wissen um deren schwierige Ausweisung. Sie werden von den Anwohnern als Nachteil gesehen, weil sie mit Verboten verbunden sind. Es muss gelingen, diesen „Malus“ zum „Bonus“ zu drehen. Es scheint, dass der CO₂-bindende Wald unerlässlich ist, um die Klimaziele zu erreichen. Die Wälder sind als „Senken“ in Betracht zu ziehen, wobei die örtlichen Talschaften einen monetären Nutzen davon ziehen müssen, sei dies staatlich geregelt oder auf dem freien Markt. Der Wert des Waldes im Klimaschutz wird nicht ausreichend vermarktet und auch nicht mit anderen Zielen synergetisch verbunden. Lieber zahlen wir Kompensationen im Sinne eines „Ablasshandels“ für nicht immer transparente Anwendungen im Ausland.

Mein abschließendes Plädoyer

1. Ich plädiere für Wildnis UND für gepflegte Kulturlandschaften, also kein „Entweder-oder“ sondern ein „Sowohl-als-auch“. Die beiden Möglichkeiten sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden, die jeweilige Zuweisung geschieht über einen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess. Der periphere ländliche Raum muss als Komplementärraum anerkannt werden. Und diese Wertschätzung ist entsprechend auszudrücken. Es braucht eine „Stadt-Land-Allianz“, in der geklärt sein muss, dass wachstumsschwache Gebiete als Ausgleichsräume und Ressourcenschutz dienen und diese Art der Nutzung entsprechend abgegolten wird. Die Landwirtschaft ist dabei kein Selbstläufer, sie bewegt sich von der Produktion zur „Landverwaltung“ mit all ihren Aspekten und ist dann Teil eines integralen Ressourcenmanagements.
2. Potenzielle Räume für die freie Naturentwicklung gibt es überall. Bleiben wir in der weiteren Debatte nicht zu technokratisch, übernehmen wir auf allen Ebenen Verantwortung in entsprechenden Aushandlungsprozessen. Eine



Die gepflegte Kulturlandschaft in Klosters, Graubünden, soll nicht gegen Wildnis ausgespielt werden. Es hat für beides Platz.

Stärke der Regionen außerhalb der großen Wirtschaftszentren liegt in der Labelisierung von Produkten, Dienstleistungen und Landschaften. „Freilandlabors“ für derartige Überlegungen bilden in wirtschaftlich peripheren Lagen die Ideen rund um Großschutzgebiete. Die periphere Regionalökonomie begibt sich so auf die Suche nach einem Weg ohne Raubbau an der Substanz, unter Nutzung der individuellen Möglichkeiten im Sinne eines Alleinstellungsmerkmals. Dort können neue Partnerschaften angestrebt werden. Wenn eine sich selbsttragende Entwicklung nicht mehr möglich ist, so gibt es doch Funktionen, denen ein bestimmter Wert zugesprochen wird. In peripheren Lagen sind dies das knapper werdende Gut an intakten Landschaften.

3. Vor allem Mitteleuropa besitzt ein Nebeneinander von Natur- und Menschengeschichte. Wir brauchen einen sorgfältigen Umgang mit den Resten der seit Jahrtausenden vorliegenden Zeugnisse. Verwildernde Gebiete sind auch ein Teil der Kulturlandschaft. Im Naturschutz müssen wir dem mehr Rechnung tragen, zum Beispiel bei der Umschreibung der Erfordernisse für Großschutzgebiete. ■

MARIO F. BROGGI war Direktor der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Er ist EuroNatur-Preisträger 2013 und langjähriger ständiger Mitarbeiter von *Nationalpark*.



„Raum schaffen für die Natur, sie braucht Wildnis, der Mensch auch.“